

Schwestern und Brüder!

„Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug. Ich sollte auch glauben, dass drei eins sei und eins drei; das widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, dass mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen.“ – Diese Sätze sind uns überliefert von J. W. v. Goethe. Nun muss uns der Dichterstern keineswegs als Musterbild christlicher Frömmigkeit gelten. Hinsichtlich der Rede von der göttlichen Dreieinigkeit spricht er aber aus, was viele ChristInnen – damals wie heute – ähnlich empfinden wie er: Mit der Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit wird kaum jemand richtig warm. Sie verfügt über wenig biblisches Fundament und hat ihren Ursprung vielmehr in der antiken, hellenistischen Hochkultur spekulativer Philosophie. Kaum ein zeitgenössischer Theologe/-in käme heute noch auf die Idee, eine solche Trinitätslehre neu zu entwerfen, wenn es sie eben nicht schon gäbe.

Weil es sie aber gibt, wurden immer wieder Versuche unternommen, Zugänge zu dieser abstrakten Gotteslehre aus Bildern und konkreten Lebenserfahrungen zu gewinnen. Einigkeit besteht heute weitgehend darüber, dass der Trinitätsbegriff nicht darauf abzielt, irgendetwas Letztgültiges über Gott auszusagen. Auch für diesen Begriff gilt die Urformel allen Theologie-Treibens: Alles, was wir über Gott aussagen können, ist ihm stets unähnlicher als es ihm ähnlich ist. Dennoch können wir nicht anders, als unsere Erfahrungen mit Gott und unseren Glauben an ihn in Begriffe und Bilder zu fassen. Einigkeit herrscht heute deshalb auch darüber, dass die Rede von der Einheit der drei göttlichen Personen keine bloße metaphysisch-ontologische Turnübung sein will, sondern auch sie eher als Bild zu verstehen ist, das nichts über die innere „Zusammensetzung“ Gottes aussagen will, sondern das ihm „Beziehung“ als zentrale Wesenseigenschaft zuschreibt: „Gott ist Liebe“ heißt es im 1. Johannesbrief; Gottes Wesen ist also Beziehung.

Einen guten Zugang zu dieser Wesensbeschreibung könnte uns die Musik bieten: Musik ist immer ein Beziehungsgeschehen. Zuerst zwischen Ausführendem und Rezipient, aber v.a. zwischen den Ausführenden selbst. Und hier gilt bereits ab 2 Stimmen: Sobald sie zusammen erklingen, sind sie stets mehr als ihre bloße Summe. 2 Stimmen mögen auch isoliert für sich Bestand haben, mögen auch jeweils für sich hör- und verstehbar sein. Sobald man sie aber übereinander legt, sind sie mehr als ihre bloße Addition, entsteht etwas ganz Neues und wiederum für sich Stehendes, denn die beiden Stimmen erklingen nicht nur zeitgleich nebeneinander, sondern treten miteinander in Kommunikation und lassen so etwas Neues entstehen. – Wenn das Christentum also „Gott“ sagt und von ihm als Trinität spricht, meint es nicht so sehr ein aus 2 Göttern – Vater und Sohn – bestehendes Ensemble, meint es auch nicht nur das Geschehen des Zusammenspiels zwischen den beiden selbst („Geist“?), sondern meint vielmehr die neue Wirklichkeit, meint also die Musik, die aus der Kommunikation, aus dem Zusammenspiel zwischen den beiden entsteht. „Gott ist Musik.“, könnten wir analog zum 1. Johannesbrief sagen – wissend, dass auch diese Aussage wieder zu kurz greift und Gott unähnlicher ist als ihm ähnlich.

Freilich steht auch über so einer Aussage immer noch Goethes Kritik: Es ist nicht leicht einzusehen, dass einem damit auch nur im mindesten geholfen wäre. Was bringt so eine Gotteslehre? Wie kann sie eingreifen in unser Leben, es verändern und prägen?

Weil heute auch ein sehr politischer Sonntag ist, gestatten Sie mir auch dazu einen Bezug: Wenn im Zentrum unserer Religion ein Gottesbegriff steht, der sagt, dass das Wesentliche in jenem Miteinander besteht, das mehr ist als die Summe seiner Einzelteile, dann ist das etwa auch fruchtbar zu machen für ein christliches Verständnis gesellschaftlichen Zusammenlebens: Wir sind es in unserer vom wirtschaftlichen Markt-Gedanken geprägten Welt gewohnt, Gesellschaft und Politik als bloßen Abtausch von Einzelinteressen zu begreifen, in dem sich eben jene Interessen durchsetzen, die am meisten Macht hinter sich vereinen können, bzw. jene Lösungen, in denen die meisten Einzelinteressen Berücksichtigung finden. Und auch wenn die hinter so einer Auffassung stehenden libera-

len Politiker wie M. Thatcher behaupten, dass es darüber hinaus nichts gibt, was die Bezeichnung „Gesellschaft“ verdiene – die Katholische Soziallehre hält daran fest, dass Gesellschaft mehr ist als die Summe ihrer einzelnen Glieder, und dass Politik mehr zu sein hat als Abtausch und Ausgleich von deren Einzelinteressen. Damit soziales Zusammenleben gut funktioniert, braucht es zwar ein Ernstnehmen dieser Einzelinteressen, aber zugleich braucht es auch ein Wahrnehmen eines „Gesellschaftsinteresses“, das mehr ist als die Summe bloßer Einzelinteressen bzw. mehr als das demokratisch ermittelte Mehrheitsinteresse. – Wir haben in unserer Gesellschaft zwar mehr oder weniger gut organisierte Interessensvertretungen einzelner gesellschaftlicher Gruppen. Es könnte aber ein spezifisch christlicher Auftrag in unserer demokratischen Gesellschaft sein, über diese Einzelinteressen hinaus immer wieder an jenes „Mehr als die Summe seiner Teile“ zu erinnern und dafür einzutreten. Dieses „soziale Mehr“ ist zwar immer schwer zu fassen, es bezeichnet aber dennoch eine wesentliche Wirklichkeit – gerade weil es auch dem christlichen Gottesbegriff eingeschrieben ist.